

Die Neujahrsfeier in alter und neuer Zeit

Autor(en): **Schläpfer, Lothar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **27 (1940)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Neujahrsfeier in alter und neuer Zeit

I. Geschichtliches zum Jahresbeginn.

Wir Menschen lieben es, unser Leben auf Selbstverständlichkeiten aufzubauen, die in Wirklichkeit gar keine sind. Was ist uns selbstverständlicher, als dass wir alljährlich „Neujahr“ feiern, d. h. einen Einschnitt in die Monatsreihe vornehmen und die Jahresrechnung von neuem beginnen! Und doch ist ein solcher Einschnitt gar nicht so selbstverständlich und naturgegeben, wie wir glauben; gibt es doch Naturvölker, die zwar Monate kennen wie wir, aber von einem „Neujahr“ in unserem Sinn nichts wissen; selbst bei einem Kulturvolk wie den Griechen spielt das „Neujahr“ eine ganz unbedeutende Rolle.

Selbstverständlich scheint uns ferner die Antwort auf die Frage: Wie entsteht überhaupt das „Neujahr“? Doch wohl dadurch, dass wir nach Ablauf der 12 Monate wieder von neuem zu rechnen beginnen! Aber bei welchem Monat soll die Reihe anheben und bei welchem schliessen? Es kann sich bei einem Volke im Lauf der Zeit eine *Gewohnheit* entwickeln, das Jahr mit einem bestimmten Monat zu beginnen, ohne dass wir in jedem Fall das Werden dieser Gewohnheit erklären können. So war z. B. in Griechenland der Neujahrstag einfach der Tag des Beamtenwechsels. Da dieser bei verschiedenen griechischen Staaten zu verschiedenen Zeiten vorgenommen wurde, finden wir auf verhältnismässig kleinem Gebiete ganz verschiedene Jahresanfänge; einige Staaten begannen das Jahr um die Wintersonnenwende, andere um die Sommersonnenwende, wieder andere mit der Herbst- und noch andere mit der Frühlingstag- und Nachtgleiche. Ein Jahresbeginn kann sich ferner aus *Festsitten* entwickeln. Demgemäss kennt das Altertum Völker, die z. B. die Vollendung der Erntearbeit mit einem Fest feierten, an dem alle Schulden gezahlt und alle Geschäfte abgeschlossen wurden

(dieser Brauch ist mit der Neujahrsfeier heute noch in China verbunden), Völker also, die nach einer Art *Ackerbaujahr* rechneten; so haben z. B. die Juden des alten Bundes ursprünglich das Herbstfest der Lese auch als Jahreswende begangen. Es gab im Altertum sogar eine *astronomische* Festlegung dieses Termines. Die Aegypter begannen das Jahr mit dem Morgenaufgang des Sirius (19. Juli), andere Völker, und zwar nicht wenige, mit dem Aufgang der Plejaden (*Plejadenjahr*); die meisten Kulturvölker hingegen hatten ein *lunisolares* Jahr, das bei unterschiedlicher Ansetzung des „Neujahrs“ die Monate mit dem Neulicht beginnen liess.

Für uns ist's die dritte Selbstverständlichkeit, dass wir das neue Jahr mit dem 1. Januar beginnen; dass also der Januar der erste und der Dezember der zwölfte Monat ist. Und doch müsste der Umstand, dass wir heute noch für den 9.—12. Monat Namen brauchen, die eigentlich den 7.—10. Monat bezeichnen, uns gleich zu erkennen geben, dass in der Zeit, aus der diese Namen stammen, das Jahr mit dem *ersten März* begann. Wie schwach jedoch dieser Jahresanfang der alten Römer eingewurzelt war, geht daraus hervor, dass er schon früh vom Antrittstag der höchsten Jahresbeamten, der Konsuln, verdrängt wurde. Da dieser jedoch in alter Zeit stark wechselte (*Diktaturjahre*, die höchstens 6 Monate dauerten, wurden als ganze Jahre gerechnet usw.), wanderte auch der Jahresbeginn. Erst im Jahre 153 wurde der Amtsantritt der Konsuln dauernd festgelegt, und zwar sollte von da an in der Reihe der Monate nicht mehr der März der erste sein, sondern der Januar. Der äussere Anlass zu dieser Neuerung war höchst merkwürdig. Ende 154 brach in Spanien ein Aufstand gegen die Römerherrschaft aus. Um einen Wechsel im Kommando zu verhüten und die Niederwerfung der Revolte nicht vorerst den Konsuln des zur Neige gehenden Jahres 154

und dann am 1. März 153 den neuen Konsuln zu übergeben, liess man das Jahr 154 nur 10 Monate dauern und begann mit dem 1. Januar eine neue Jahresrechnung mit neuen Jahresbeamten. Damit war unser „Neujahrstag“ geboren. Dem Volksempfinden wurde dieser Brauch allerdings erst dann eigen, als C. Julius Caesar 45 v. Chr. in dem nach ihm benannten Kalender auch das bürgerliche Jahr am 1. Januar beginnen liess. Dieser neue Kalender kam unter Kaiser Augustus sogar im Osten des Reiches zur Geltung, doch ging man hier in der Ansetzung des „Neujahres“ immer noch eigene Wege; so begann Kleinasien das Jahr am 23. September, dem Geburtstag des Augustus, Aegypten am 29. August, Antiochien (bis 362 nach Chr.) und Sidon am 1. Oktober, Tyrus am 11. November usw. Selbst im Westen vermochte sich der Jahresbeginn des Julianischen Kalenders nicht überall sofort durchzusetzen. Es fehlte nicht an Landstrichen, wo man das Jahr weiterhin am 1. März begann wie im Rom der ältern Zeit; in Frankreich zählte man so bis ins 8. Jahrhundert; die Republik Venedig hielt bis zu ihrem Untergang (1797) an diesem Termin fest. Vor allem aber war es die Kirche, die aus Abneigung gegen die mit der Feier des römischen „Neujahrs“ verbundenen heidnischen Bräuche einen für das Christentum bedeutsamen Jahresbeginn suchte. Seitdem man auf Anregung des römischen Abtes Dionysius Exiguus († 540) gelernt hatte, die Jahre von Christi Geburt an zu zählen, machte sich eine Strömung geltend, Weihnachten als Jahresbeginn zu feiern. So begann man das Jahr am 25. Dezember in Deutschland, Frankreich, Italien und England bis ins 13. Jahrhundert. Leider gelangte man nicht zur vollen Einheit. Vielerorts begann man das Jahr mit dem Fest Mariä Verkündigung (25. März), so z. B. in Spanien bis 1350 (von da an zu Weihnachten), in England vom 13. Jahrhundert weg bis zum Jahr 1753 (seither am 1. Januar) und in einigen Städten Italiens (z. B.

in Pisa und Florenz). Das Osterfest — allerdings ein unglücklicher Termin, kann es doch auf 35 verschiedene Daten fallen — galt als Jahresanfang vor allem in den Niederlanden. Erst die Verbreitung des Julianischen Kalenders im Druck (seit der Reformation) und die Kalenderreform des Papstes Gregor XIII. gaben dem 1. Januar vor allen andern Jahresanfängen das Uebergewicht. Protestantische Gegenden entschlossen sich allerdings erst später zu dieser Uebung, bis ihr für Deutschland ein kaiserliches Dekret des Jahres 1776 allgemeine Geltung verschaffte. Russland feierte bis um 1250 am 1. März „Neujahr“, hernach am 1. September, und seit 1700 ebenfalls am 1. Januar.

II. Die altrömische Neujahrfeier

hatte politischen, religiösen und geselligen Charakter.

Der politische Charakter kommt vor allem im Amtsantritt der neuen Konsuln zum Ausdruck. Angetan mit dem Prachtsgewand der ganz purpurnen Toga picta, begleitet von den 12 Liktoeren mit den lorbeerumwundenen Rutenbündeln, geführt von den Senatoren in purpurverbrämter Toga, umwogt von der weissgekleideten Zuschauermenge, zieht der neue Consul, in der Linken das adlergekrönte Sceptrum tragend, von seiner Wohnung, wo ihm in aller Frühe seine Freunde die Glückwünsche dargebracht hatten, zu Fuss, oder, wenn er Kaiser war, auf einem stattlichen Viergespann, auf das Capitol. Hier treffen sich die Festzüge der beiden Amtsbrüder. Zuerst wird eine Opferhandlung vollzogen. Für jeden Consul wird ein weisser, noch nie zur Arbeit gebrachter Stier geopfert, der schon bei der letzten Neujahrfeier dem höchsten römischen Gott, Jupiter, für gnädige Behütung des Reiches gelobt worden war. Daran schliesst sich die erste Senatssitzung des neuen Jahres. Der neue Consul beglückwünscht die „Patres conscripti“. Die Senatoren schwören (die Quellen über diese Feier fliessen erst seit

Augustus reichlicher), die Verfügungen der früheren Purpurträger und des jeweiligen Staatsoberhauptes getreulich zu achten und zu wahren. Hierauf dankt einer der neuen Konsuln in seinem und seines Amtsbruders Namen dem Kaiser für die Ernennung; als „Neujahrsbotschaft“ des Kaisers werden Reden des Augustus und Tiberius verlesen — ein Brauch, den schon Claudius (42) abschafft. Nach der Sitzung geleitet die Festgemeinde den Konsul wieder nach Hause. Hier gibt dieser den Senatoren und höheren Beamten ein glänzendes Festmahl.

Am 1. Januar wurden ausser den Senatoren auch die übrigen Würdenträger und die Heeresangehörigen vereidet.

Im „frommen Staat“ der Römer musste das Neujahrsfest schon früh einen religiösen Charakter annehmen. Das Volk des Romulus hatte bereits in der ältesten Zeit sowohl den Beginn des Sonnenlaufes wie auch des bürgerlichen Jahres unter den Schutz bestimmter Gottheiten gestellt. Die „Göttin des neu ansteigenden Jahres“ glaubt Th. Mommsen, „der glänzendste Vertreter der Altertumswissenschaft in neuerer Zeit“ (Kroll), in der „Diva Angerona“ zu erkennen*. Ihr Fest wurde am 21. Dezember, dem Tag der Wintersonnenwende, unter Gebet und Opfer begangen. Im ersten Monat des alten bürgerlichen Jahres, am 15. März, feierte Altrom das Fest der Göttin Anna Perenna (bei Varro Peranna), deren Namen schon deutlich die Beziehung zum Jahresanfang und Jahresschluss verrät; demgemäss betete man auch zu ihr, „ut annare perannareque commode liceat“. Im Tempel der althehrwürdigen Vesta wird an jedem 1. März unter bestimmtem Zeremoniell das ihr heilige Herdfeuer erneuert. Nach Janus, dem altrömischen Gott der Türen und Tore, dem göttlichen Vertreter alles Eingangs und Anfangs, ist der erste Monat des Julianischen Kalenders benannt.

* Andere Gelehrte bestreiten diese Auffassung.

Grösste Bedeutung hatten die am Neujahrstag für das Wohl des Staates dargebrachten Opfer und Gelübde. In der Kaiserzeit ging man dazu über, durch die Priester und Priesterinnen auch für den Herrscher und die Beamten den Schutz der Himmlischen herabzuflehen. Um die Bedeutung dieser Vota zu erhöhen, verlegte man sie bald auf einen eigenen, im ganzen Reich freudig begangenen Festtag, den 3. Januar (zum ersten Mal bezeugt für das Jahr 38 n. Chr.). Es war ein einziges, grosses Ringen des Römerreiches um die Gunst der Götter für Thron und Kaiser. Wie stark dieses Fest im Volksleben verwurzelt war, zeigt der Umstand, dass im Jahre 692, also mehr als 200 Jahre nach dem Untergang des weströmischen Reiches, das Concilium Trullanum gegen diese mit heidnischen Bräuchen verbundene Feier eine Warnungstafel aufstellen musste.

Der religiöse Charakter des Neujahrsfestes kam nicht bloss im Staatsgottesdienst, sondern auch im Familienkult zum Ausdruck. Opferte die Familie ohnehin an den Kalenden jedes Monats den Laren, so ging am 1. Tag des Jahres diesem Opfer eine Spende an den Janus voraus; einen aus Mehl und Salz bestehenden Kuchen (Janual) sowie Weihrauch und Wein bekam der Gott.

Das Leben des römischen Staates und des römischen Bürgers bleibt jedem unbegreiflich, der nicht in das Verhältnis Roms zur Religion einzudringen sucht. Cicero konnte das stolze Wort prägen: „Wer ist so verbohrt, dass er nicht sieht, wie durch den Willen der Götter dieses grosse Reich entstanden und gewachsen und behauptet worden ist? Denn wir mögen eine noch so grosse Eigenliebe besitzen, aber wir übertreffen weder an Zahl die Spanier, noch an Körperkraft die Gallier, noch an Verschlagenheit die Punier, noch an Kunstfertigkeit die Griechen, noch an der unserem Stamme und Lande eigentümlichen Begabung die Italer und Latiner; aber durch Frömmigkeit und

Religiösität und die Einsicht, dass die ganze Welt durch den Willen der Götter gelenkt wird, sind wir allen Völkern überlegen" (har. resp. 19). Aussenstehende Männer, die römisches Wesen aus der Nähe kannten und bewunderten, wie der griechische Geschichtsschreiber Polybius (ca. 201—120), urteilen über diese „Frömmigkeit“ etwas anders: „Am meisten unterscheidet sich der römische Staat vom punischen zu seinem Vorteil in den Vorstellungen von den Göttern, und was man bei andern Menschen tadelt, hält, wie mir scheint, den römischen Staat zusammen: ich meine den Aberglauben. Denn dieser ist so ausgebildet und so in das Leben des einzelnen wie des Staates eingedrungen, dass man nicht weiter gehen könnte" (6, 56. 6).

Wahre Triumphe feierten abergläubische Vorstellungen und Gebräuche gerade am Neujahrstag. Nichts stellt die Abhängigkeit des politischen Lebens von Religion und Aberglaube in helleres Licht als der sog. Prodigien Glaube. Aengstlich achtete man auf allerlei Vorkommnisse, in denen man eine gute oder schlechte Vorbedeutung für das beginnende Jahr erblickte. Als typische Beispiele seien folgende erwähnt. Als am Neujahrstage des Jahres 31 n. Chr. alles in den Palast des übermächtigen Gardepraefekten Sejan strömte, um ihm beim Antritt des Konsulats zu huldigen, brach ein Sofa unter der Last der Daraufsitzenen zusammen: ein Zeichen, das unfehlbar den bevorstehenden Sturz des hochstehenden Mannes ankündigte; und wirklich traf ihn im gleichen Jahre die Rache des Menschenhassers Tiberius! Als Kaligula beim Antritt seines 4. Konsulates den weissen Stier opferte, befahl alle Anwesenden blasser Schrecken, weil dem Tier die Leber fehlte; im gleichen Jahre (41 n. Chr.) fällt der Konsul einer Verschwörung zum Opfer. Als Galba, der von den spanischen Truppen zum Kaiser ausgerufene Herrscher, am 1. Januar 69 n. Chr. opferte, fiel ihm — o Schicksal

— der Kranz vom Haupt, und es flogen ihm, was noch schlimmer war, beim Auspicium die Hühner weg. Es kann kein Zweifel sein, dass sein Ende bevorsteht; im gleichen Jahr trifft ihn der Mordstahl. Geradezu belustigend wirkt, was Cassius Dio in seiner römischen Geschichte (57. 18) zum Jahre 19 n. Chr. erzählt. Norbanus, der neue Konsul, war ein leidenschaftlicher Tubabläser. Wer wollte es ihm verargen, dass er das aufsteigende Jahr mit einem Stück auf der Trompete begrüßen wollte? Doch, o Unheil! Er hatte darauf vergessen, dass die Tuba nicht bloss im Krieg, sondern auch bei Leichenbegängnissen geblasen wurde. Sein schallender Morgengruss versetzt die ahnungslosen Bürger in atemraubenden Schrecken: in diesem Jahr droht ein äusserst bedeutungsvoller Todesfall; und sie sehen ihre Befürchtung erfüllt, als am 10. Oktober Germanikus stirbt.

Wir begreifen, dass dieser öffentliche Prodigien Glaube auch unter dem einfachen Volke weitreichende Bedeutung gewinnen musste. Bis tief in die christliche Zeit hinein wirkte jener schon vom Griechen Xenophon erwähnte Aberglaube fort, der aus den am Morgen zuerst gesehenen Vögeln oder begegnenden Menschen und Tieren auf Glück oder Unglück schloss und am 1. Januar die Leute mit Angst und Bangen erfüllte. So kommt es, dass auch christliche Bischöfe wie Maximus von Turin und Petrus Chrysologus von Ravenna und Synoden wie die von Auxerre (590) die Gläubigen ermahnen müssen, ihre Seelen von der Geisterfurcht abzuwenden und der wahren Gottesfurcht zu erschliessen. Eine Liebhaberei der Gebildeten bestand darin, aus grossen Dichtern wie Homer oder Vergil sich eine Zukunftsdeutung zu holen, indem sie diese Bücher aufs Geratewohl aufschlugen und in der Stelle, auf die ihr Blick zuerst fiel, Wink und Willen der Götter erkennen wollten. In christlichen Kreisen musste das Buch der Bücher zu diesem Missbrauch herhalten, bis auch

hiegegen die eben erwähnte Synode einschritt.

Von den weitem abergläubischen Bräuchen erwähnen wir zunächst das sog. *Tagezählen*. Je nach dem Wochentage, auf den der 1. Januar fiel, sagte man für den Verlauf des Jahres Glück oder Unglück voraus: war es der Sonntag, so standen Krieg, Tod hoher Beamten und Bürgerunruhen bevor; der Montag brachte Kindersterben, und Teuerung; der Dienstag Feuersbrünste und Seuchen, aber reiche Ernte an Wein und Oel; der Mittwoch war nicht nur den Kindern, sondern auch den im mittleren Alter stehenden Frauen gefährlich usw. Besonders unglücklich sollte ein Jahr dann werden, wenn der 1. Januar mit den *nundinae* (dem Wochenmarkt) zusammenfiel. Wie mögen solche Vorstellungen entstanden sein? In einer mehr oder weniger grossen Anzahl von Jahren, die mit einem der angeführten Zusammentreffen begannen, werden durch das Spiel der Umstände verwandte Ereignisse bestimmter Art eingetroffen sein; hieraus leitete man eine Gesetzmässigkeit ab, die in das religiöse Bewusstsein des Beobachters einging. Zwischen 87 und 50 v. Chr. brachten mehrere solcher *nundinae*-Neujahre Unglück. Vielleicht entstand hieraus jene Zukunftsdeutung, die dann vor allem durch das gleichartige Jahr 43, in dem ein Unglück das andere ablöste, eine auffallende Bekräftigung erfuhr. Aus Erfahrungstatsachen werden Gesetzmässigkeiten konstruiert. Ausgehend von dem durch Beobachtungen gestützten Glauben, dass es Glück bedeute, an seinem Geburtstag zu sterben, sahen die Griechen den 6. Thargelion deshalb als glückbringend an, weil Alexander d. Gr. an diesem Tag geboren und gestorben sei (Aelian 11. 25).

Während der Zeit der Wintersonnenwende, den germanischen „Zwölfnächten“, musste die Arbeit auch in Rom ruhen, weil die Götter auf Erden weilten; nur der 1. Januar machte eine Ausnahme. An diesem

Tage legt jeder Römer einige Augenblicke die Hand an sein tägliches Geschäft (selbst der Senat hält eine kurze Sitzung ab), nicht um dadurch etwas Ernstes zu leisten, sondern „*boni ominis causa*“, d. h. um der Arbeit des ganzen Jahres einen guten, glückverheissenden Anfang zu geben. Zu diesem altrömischen Glauben tritt in der Kaiserzeit die noch mächtiger wirkende Astrologie. Am 1. Januar als dem „*annorum saeclicque caput*“, stellt man das Horoskop für das aufsteigende Jahr, und die Laienastrologie erkennt die kommenden Geschicke aus der Stelle, die der Mond beim Beginn des Jahres am Himmel einnimmt.

Von der Beobachtung bestimmter Gebräuche erwartete man gute Gesundheit. Ein Trank ungemischten Weines in der Frühe des Neujahrmorgens sollte vor der Podagra bewahren. Vom Ueberspringen des vor den Häusern angezündeten Feuers erhoffte man wegen dessen reinigender Kraft Gesundheit des Körpers im allgemeinen, ein Glaube, gegen den unter den Christen sich das Concilium Trullanum erhob. Doch vermochte die Kirche nicht zu verhindern, dass im Mittelalter, im sog. *Johannesfeuer*, ein ähnlicher Brauch erstand, der mancherorts bis heute noch fortwirkt. Am Vorabend des Johannesfestes (24. Juni) wird vor allem auf Anhöhen unter Absingen eines religiösen Liedes das Sonnenwendfeuer angezündet; einzeln oder paarweise springt man durch das Feuer, um dessen „wohltätige Macht“ in sich aufzunehmen.

Die eigentliche Signatur erhielt jedoch die altrömische Neujahrsfeier erst durch ihren *geselligen Charakter*. Schon früh eines der volkstümlichsten Feste war der Jahresbeginn in der Spätkaiserzeit im ganzen Reich der am eifrigsten und prächtigsten gefeierte Anlass des Festkalenders.

Man begrüsst sich gegenseitig mit „*faustis verbis*“; nur angenehme, liebe und glückverheissende Worte soll-

ten von Mund zu Mund gehen; im Gegensatz zur Grussform des Alltags (erhobene Rechte) drückte man sich die Hand, oder bekräftigt sein Wohlwollen durch einen Kuss. Zu den Glückwünschen treten, wie bei anderen alten Kulturvölkern (z. B. den Aegyptern), auch bei den Römern die *Neujahrs Geschenke*, die ursprünglich rein sinnbildlichen Charakter hatten und dem neuen Jahr glückverheissende Zeichen waren für Fruchtbarkeit und Wachstum. Stehendes Sinnbild dieser Art wird der Zweig des bekanntesten, immergrünen Baumes der Apenninenhalbinsel: der Lorbeerzweig. Solche Zweige, die man als „*Strenae*“ bezeichnete (das Wort soll aus dem Sabinischen stammen und zunächst „Gesundheit“ bedeuten), sandte man sich gegenseitig zu, und vor den Türen öffentlicher Gebäude wie der Curien usw. wurden die alten Lorbeerreiser des vorigen Jahres durch neue ersetzt. Allmählich gesellten sich zu diesem symbolischen Gruss noch essbare Früchte wie Datteln oder Feigen; auch Honig oder Kuchen schenkte man. Warum gerade solch süsse Gaben? Damit wollte man dem Jahr eine gute Vorbedeutung geben und den Wunsch ausdrücken, das Jahr möge angenehm verlaufen. Selbst Sparbüchsen und Tonlampen wurden geschenkt; letztere versah man gerne mit Inschriften wie: „*Annum novum faustum felicem Tibi*“. Am liebsten schenkte man Geldgaben. Ursprünglich meist ein Kupfer-As. Schon im 1. Jahrh. n. Chr. bevorzugten die Schenkenden und noch mehr die Beschenkten Goldmünzen, die von den weiterhin gebräuchlichen Segenzweigen den Namen „*Strenae*“ übernahmen. Solche Geschenke tauschten Freunde und Verwandte aus; die neuen Konsuln beschenkten ihre Freunde für die Begleitung beim Amtsantritt, Schüler beschenkten ihre Lehrer, Reiche und Hochgestellte die Armen und Niedrigen, der Beamte seine Vorgesetzten, der Gebieter seine Untergebenen. Sogar die Inhaber des Kaiserthrones liessen sich am

1. Januar die Huldigung nicht ungerne in Gestalt einer *Strena* darbringen, wobei allerdings die Untertanen (wie schon im alten Aegypten) diese Gabe oft als Mittel benützten, um sich das Wohlwollen des Staatsoberhauptes zu gewinnen, vor allem dann, wenn dieses, wie der erste Kaiser Roms, eine sichtliche Schwäche für Geschenke hatte. Solche Freigebigkeit dem Kaiser gegenüber trug oft das Doppelte oder Vierfache wieder heim. Es ist überhaupt lehrreich, die Einstellung der verschiedenen Purpurträger zu dieser Sitte zu beobachten. Hatte der menschenscheue Tiberius hie und da Rom verlassen, um der Beschenkung auszuweichen, so liess Caligula feierlich verkünden, er werde an den Kalenden die *Strenae* entgegennehmen und auch die Gabe des gemeinen Mannes nicht verschmähen. Sein Nachfolger Claudius erliess ein Verbot gegen diese Sitte. Trotzdem lebte sie immer wieder auf; im Lauf der Zeit wurde aus den freiwilligen Spenden geradezu eine regelmässige Steuer, bis Kaiser Leo im Jahre 458 diesem Brauch den Zugang zum Thron endgültig verschloss.

Die Gebefreudigkeit unter dem Volk nahm im Lauf der Jahrhunderte eher zu als ab. Nach Libanius, dem beredten Anwalt des sterbenden Heidentums, betrachtete jeder, der das Jahr hindurch leidenschaftlich auf Gewinn erpicht war, am 1. Januar Geben für Gewinn; die Geschenke wanderten von Stadt zu Stadt, vom Land in die Stadt, von der Stadt aufs Land. Alle Strassen seien voll Menschen und Lasttieren, die Geschenke einhertrügen. Und doch nagte auch an dieser menschenfreundlichen Leidenschaft des sonst so materialistischen und egoistischen Römers der Wurm des Aberglaubens; sollten doch diese *Strenae* ein „*omen novi anni*“ sein. Es kommt hinzu, dass die Göttin, die über dieser Sitte waltete, die *Dea Strenia*, in Rom einen eigenen Tempel hatte. Vor allem aber musste die Annahme eines Geschenkes aus der Hand des Kaisers und

noch mehr die Besenkung des Szepterträgers in kirchlichen Kreisen als Bekenntnis zum Heidentum und des Christennamens unwürdig angesehen werden. Julian der Apostat hatte christliche Soldaten gerade durch Gewährung von Strenae zum Abfall bewegen wollen. Doch mochten die Kirchenväter diese Sitte auch als heidnisch geisseln, sie liess sich nicht ohne weiteres durch christliches Tun (man forderte Wohltun durch Almosen) verdrängen; noch im Jahre 590 sah sich die Synode von Auxerre gezwungen, den Gläubigen die „teuflischen Strenae“ zu verbieten.

Wie der Römer am Neujahrstag andern Freude bereiten wollte, so war er auch darauf bedacht, für sich selbst diesen Tag zur „Laeta dies“ (Ovid F. 1. 87) auszugestalten. Jeder freie Bürger hüllte sich in Festtracht; im Festkleid prangte die ganze Stadt. Die Haustüren schmückte man mit Zweigen des mit sühnender und Gesundheit spendender Kraft versehenen Lorbeers. An diese Girlanden hing man abends Laternen. Im selben Schmuck leuchteten die Strassen und Plätze der Stadt. Der hl. Chrysostomus vergleicht eine Stadt seiner Zeit im Neujahrsschmuck mit einem eitlen Weib in seinem Festputz. Die Neujahrstimmung erreichte jedoch für den einzelnen ihren Höhepunkt erst durch die Tafelfreuden. War die Schlemmerei der Reichen der Kaiserzeit ohnehin schon bekannt genug, in der Neujahrnacht überbot man sich selber im Schmausen und Zechen. „Sie spien, um zu essen, und assen, um zu speien.“ Dieses Wort bewahrheitete sich bei solchen Gelagen nicht selten. Das einzige Schöne an diesem unschönen Treiben war, dass man die Tafelfreuden mit andern zu teilen suchte. Es kam vor, dass Wohlhabende den Tisch der Bedürftigen mit Naturalgaben bereicherten. Freunde und Bekannte lud man zu einer reich besetzten Tafel ein. Da wurde die Neujahrnacht zur Erfüllung des Horazwortes: Dulce est desipere

in loco (C. IV. 12. 28). Aergere Formen nahm dieses „Desipere“ in den nächtlichen Kneiplokalen an: St. Augustinus und Chrysostomus führen bittere Klage darüber. Doch nicht genug damit! Das tolle Treiben wagte sich auch auf die Strassen hinaus und durchtobte sie zum Schrecken der ruhenden Bürger. Nach Libanios durchzog man scharenweise johlend und tanzend die nächtliche Stadt, klopfte an die Türen, drang in die Häuser ein usw. Um diesem Unwesen ungehinderter frönen zu können, nahm man Zuflucht zu Verkleidungen. Es entwickelte sich, vor allem unter dem Einfluss des Ostens, ein eigentlicher Neujahrskarneval. Männer tollten in Weiber-, Weiber in Männerkleidern durch die Strassen, selbst Tierversummungen kommen auf. Man gefällt sich darin, die Umgebung als Rind, Schaf, reisende Bestie, mit Vorliebe als Hirsch unsicher zu machen. Nicht bloss den einfachen Bürger, sogar öffentliche Einrichtungen wählt man zur Zielscheibe seines Spottes. Asterios, Bischof von Amaseia in Pontus, schildert, wie Soldaten einen Narrenkönig mit Trabanten und einem Harem umgaben und in seiner Person den Kaiser und die Beamten verhöhnten, eine Gewohnheit, die sich auch auf italischen Boden verbreitete. Selbst die Religion war nicht sicher vor wildestem Spott. Menschen zogen als Götter verkleidet durch die Strassen und machten das Menschliche und Allzumenschliche der Himmlischen lächerlich. Mit scharfen Worten geisselt der hl. Chrysostomus diese „teuflische Nachtfeier“ in einer Neujahrspredigt aus Antiochien. Petrus Chrysologus, Bischof von Ravenna, bemüht sich umsonst, seinen Gläubigen klar zu machen, dass solcher Unfug mit echter Neujahr Freude nichts mehr zu tun habe.

Auf den öffentlichen Lärm des Neujahrstages folgte am 2. Januar die häusliche Neujahrfeier. Man blieb zu Hause und unterhielt sich mit Gelage und dem sonst verbotenen Würfelspiel. Der hervor-

stechendste Zug dieser Feier war die allgemeine soziale Gleichheit; der Sklave darf sich dem Herrn gegenüber ein freies Wort erlauben, ja, er wird von ihm sogar bei Tisch bedient. Da war das Wort „Quot servi, tot hostes“ für einige Augenblicke verbannt. Das Kind erfreut sich heute der grössten Liebenswürdigkeit des sonst so finstern Lehrers. Dieser Zug der Gleichheit gehört ursprünglich zu den Saturnalien des 17. Dezembers, dem Fest des Saatgottes Saturnus, und ist eine Erinnerung an die unter seiner Herrschaft verlebte goldene Zeit. In der Spätkaiserzeit hat dann das Neujahrsfest, vom Hof und vom Zeitgeist begünstigt, den Saturnalien den Rang abgelassen und auch dessen Brauchtum in seinen Festcharakter aufgenommen. Alles atmete Frohsinn und Freude und straflose Ausgelassenheit.

Das heidnische Neujahrsfest und die christliche Kirche lagen, wie wir schon wiederholt hervorgehoben haben, in beständigem Kampf miteinander. Bischöfe wie Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus, Maximus von Turin usw. und Konzilien wie das zweite von Tours (567), das vierte von Toledo (633), das von Auxerre (590) usw. erhoben, da leider auch Christen am anstössigen Treiben der Heiden teilnahmen, bis über das 8. Jahrhundert hinaus ihre warnende Stimme. In manchen Gegenden hielt die Kirche Bittgänge und Sühnegottesdienste ab, ordnete Fasten an. Mehrere Sakramentare hatten für diesen und andere Monatsanfänge sogar eine Messe: „De prohibendo ab idolis“. Das kräftigste Gegengewicht gegen die heidnische Neujahrsfeier schuf die Kirche dadurch, dass sie am 1. Januar das Fest der Beschneidung des Herrn und der Oktav von Weihnachten zu feiern begann. Zum ersten Mal bezeugt im Lektionar des Viktor von Kapua für das Jahr 546, hatte es im Gesamtbereich der römischen Liturgie erst um die Jahrtausendwende Eingang gefunden. Dieses Fest trug bewusst

Busscharakter: Bittgänge und Trauerlieder ertönten in den Gotteshäusern. Trotzdem beschwert sich der Apostel der Deutschen, St. Bonifazius, noch im Jahre 745 bei Papst Zacharias, dass die Metropole des Christentums den nach Rom pilgernden Alemannen, Bayern, Franken usw. weiterhin Aergernis gebe; hätten sie doch in der Neujahrsnacht neben der Peterskirche Tänze nach heidnischer Art sehen und anstössige Lieder hören müssen. In der Tat hatten sich ähnliche Unsitten auch nach den germanischen Gauen verbreitet. Und es ist ein nicht geringer Beweis für die Zähigkeit solcher Volksfeste, dass die einst mit der heidnischen Neujahrsfeier verbundenen Bräuche erst im 11. Jahrhundert langsam in Vergessenheit gerieten. Doch ging es nicht ohne dass ein gewisser Ersatz dafür — gefunden wurde. In den Kreisen des niederen Klerus verband man in der Folgezeit mit dem Stephans- und Johanna-tag und dem Tag der unschuldigen Kinder weltliche Lustbarkeiten, die der Würde des christlichen Namens zuwider waren und z. Teil bis ins 18. Jahrhundert hinein (so das Fest des Kinderbischofs) den Oberhirten ersten Kummer bereiteten.

III. Menschliches und Allzumenschliches an der Neujahrsfeier von einst und heute.

In der Feier des Jahreswechsels liegt zweifelsohne etwas allgemein Menschliches, liegt Grund zu Freude und herzlichen Glückwünschen. Dass daher die Neujahrsfeier der Welt von heute mit jener der alt-römischen Welt, in der sie ihr Vorbild hat, vornehmlich den geselligen Charakter teilt, begreifen wir. Dass heute noch wie damals das allgemein Menschliche nur zu oft durch Allzumenschliches entwürdigt wird, bedauern wir.

Menschlich ist, dass sich am Neujahrs-morgen auch heute noch alt und jung durch Glückwünschen zuvorzukommen suchen. Im gottseligen Mittelalter konnte man

den frommen Wunsch hören: „Ein gottselig Jahr!“ Im kühlern und zum Teil ganz abgekühlten Europa des 20. Jahrhunderts zieht man statt dessen die Formel vor: „Ein glückseliges neues Jahr!“ Neben solch herkömmlichen Formeln finden wir aber noch heute individuelle Zusätze. Auf Helgoland wünscht man sich „Ein ruhig Herz!“ oder „Viele Schellfische!“. Im Schwarzwald bot man sich bis vor kurzem „Den Heiligen Geist!“. Glückwünsche fliegen selbst über Länder und Meere. Ihre ungezählten Tausende sind die Neujahrssorge der Poststellen und Verkehrsmittel. Der älteste gedruckte Neujahrswunsch: „Eyn gutselig nuwe Jar!“ findet sich in einem Aufruf an die Christenheit gegen die Türken um 1453. An Stelle des prosaischen Neujahrswunsches tritt in deutschen Gauen schon früh die Begrüssung in Versen. Im geselligen 15. Jahrhundert rief die Reimlust des deutschen Volkes geradezu einer buchdruckerischen und künstlerischen Industrie für Neujahrswünsche. Neben Verslein treuinniger Liebe stehen vereinzelt solche lodernder Leidenschaftlichkeit wie jener der Nonne Anna Tucherin aus dem Nürnberger Patriziergeschlecht, die ihr Klosterdasein der Erbschaftspolitik ihrer Verwandten verdankte: „Geb Gott ihm ein verdorben Jahr, der mich (ge) macht zu einer Nunnan!“ In unserer Zeit ist die Forderung nach einer „Kultur der Neujahrswünsche“ laut geworden: „Anstatt der sinn- und stillosen Massenhaftigkeit individuell ersonnene Karten, die des Anguckens auch wert sind und die einen persönlichen Bezug oder Reiz enthalten“!

Verwandt mit dem Glückwünschen ist das „Neujahransingen“, ein Brauch, der einst in unserer Schweizerheimat schönste Blüten trug, jetzt aber leider schon lange im Welken und z. Teil schon ganz verwelkt ist. In Einsiedeln konnte man solche Neujahrslieder, gesungen von der Schuljugend, bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts vernehmen. Im Appenzellerland liessen früher man-

cherorts Sängerguppen oder Nachtwächter ihre Lieder die ganze Neujahrnacht hindurch ertönen, und noch in unserer Jugend horchten wir jeweils ergriffen zu, wenn am Weihnachts- oder Silvesterabend unerwartet heilige Klänge aus dem Hausflur an unser Ohr drangen. Im Bündnerland sollen heute noch Schulbuben das neue Jahr mit dem romanischen Lied begrüßen: „La steila compara“. Diese Ansinglieder sind ursprünglich meist Kirchenlieder und in Verbindung mit den mittelalterlichen liturgischen Weihnachtsspielen entstanden. Daneben begegnen uns aber auch Neujahrssänger, die ihre Lieder selber „zurichteten“. So dichtete 1784 ein einfacher Bauer von Tägerwilen (Thurgau), Joos, ein Neujahrslied, gab ihm sogar eine Weise (in Moll!), die man bis ins 19. Jahrhundert von Nachtwächtern oder andern Sangeslustigen auf Strassen und Plätzen hören konnte. Schon früh muss man mit diesen Neujahrsliedern auch die Bitte um eine Gabe verbunden haben. Denn in Schaffhausen erliess man bereits im 14. Jahrhundert ein Verbot gegen solche „Bettellieder“. Wohl mag in dieser Beziehung Allzumenschliches vorgekommen sein. Doch zu Unrecht stellen fremde Reiseberichte es als spezifisch schweizerische Sitte hin, Kinder zu solchen Bettelgängen zu benützen. Bräuche wie das Neujahrssingen mit Bettel verbunden hat man schon in ältester, heidnischer Zeit. Denken wir nur an das alte „Schwalbenlied“ der Insel Rhodos. Bei der Wiederkehr des Frühlings sangen es die Knaben, indem sie von Haus zu Haus zogen und Gaben heischten. Seine Worte sind so unschuldig und reizvoll zugleich, dass wir es gerne hier folgen lassen (übersetzt von L. Goldscheider).

Es kam, es kam die Schwalbe,
Wie Milch so weiss am Bauch,
Am Rücken schwarz wie Rauch;
Sie bringt die schönen Tage,
Schön — schöneren Jahreslauf.

Nur Feigen schön herausgerollt
Aus deinem reichen Haus!
Voll Wein ein Becherlein,
Voll Käs ein Körbchen fein!
Gern essen Schwalben Weizenbrot,
Noch lieber Eierfladen — —
Nun? Sollen wir jetzt wieder gehn,
Oder können wir was haben?

Wir möchten gern was haben,
Wir möchten gern was haben,
Wir lassen euch doch keine Ruh,
Wir schleppen euch die Türe fort,
Wir schleppen euch die Fenster fort,
Vielleicht auch noch die Frau dazu,
Die drin sitzt in der Stube;
Sie ist so klein, sie ist so zart,
Wir können leicht sie tragen.

Mach auf, mach auf!
Mach doch der Schwalbe endlich auf!
Denn alte Männer sind wir nicht,
Wir sind nur kleine Buben!

Neben dem „Ansingen“ des neuen Jahres hat sich aus früheren Zeiten vereinzelt auch das „Anblasen“ des neuen Jahres in die Gegenwart hinübergerettet: Vom Turm aus entbieten Instrumente den Bürgern den ersten Neujahrsgruss.

Menschlich war bei den alten Römern die Sitte der Neujahrs-geschenke, die bei uns zum Zauber des Weihnachtsfestes gehört. Die Uebertragung stammt aus jener Zeit, wo man in gewissen Ländern Weihnachten als Jahresbeginn zu feiern pflegte; mit dem Jahresbeginn sind auch die mit der römischen Neujahrsfeier verbundenen Geschenke verlegt worden. Doch gab es Landstriche, wo sich die Sitte der Bescherung erst sehr spät vom Jahresbeginn des Julianischen Kalenders losgelöst hat (18. Jahrhundert in Schweden). In England dagegen übertrug man auf Weihnachten nicht bloss die Sitte der Bescherung, sondern auch die des Glückanwünschens. So sendet man dort am Christfest die schönen Karten und wünscht sich statt des „glückseligen neuen Jahres“ ein „Happy Christmas“. Umgekehrt ist bei romanischen Völkern, die frühe den 1. Januar als Jahresbeginn angenommen hat-

ten, mit dem Glückanwünschen auch die Bescherung auf den Neujahrstag übertragen worden. So erinnern die franz. Etrennes, die ital. Strenne nicht nur der Wortverwandtschaft, sondern auch der Sache nach an die altrömische Strenae.

Menschlich ist es, wenn, entsprechend der altrömischen Sitte, dass am Neujahrstag der Herr zusammen mit den Sklaven Festmahl halte, auch in unserer Zeit noch mancherorts an Weihnachten die Diener zum Tisch der Herrschaft geladen werden. Eine christliche Umdeutung der Bewirtung, wie sie die Römer am Neujahrstag ihren Freunden, Bekannten und Verwandten bereiteten, mag es sein, wenn heute die Kinder an der Tafel ihrer Paten erscheinen und sich gütlich tun, lassen uns doch auch die Geldgeschenke, die sie von dort mit nach Hause nehmen, an die Geldgaben der Römer denken. Selbst im Neujahrstreiben enthüllt sich der Mensch von heute als Nachkomme des Menschen von gestern. Auch heute sind, wie einst im alten Rom, am Neujahr festliche Veranstaltungen und leckere Mahlzeiten beliebt. An die Strassenbeleuchtung der Stadt des Romulus gemahnt es, wenn in China bunte Laternen an allen Fenstern hängen und jeder Nachtschwärmer mit einem Lampion ausgestattet ist. Auch heute ist noch mancherorts das allzumenschliche Treiben der Silvesternacht der Schrecken des ruhigen Bürgers. Die Neujahrsbälle hingegen kannten die Römer nicht, wie denn überhaupt der Ball als gesellschaftliche Veranstaltung, trotzdem das Wort aus der klassischen Antike stammt, den Alten fremd war, besonders den Römern, bei denen nach Cicero „keiner tanzt, ausser wenn er den Verstand verloren hat“.

Den politischen Charakter hat das Neujahrsfest im Lauf der Jahrhunderte bewahrt. Vertreter der Regierungen bringen ihrem Staatsoberhaupt, Sprecher der diplomatischen Corps dem Lenker des befreundeten Staates ihre Glückwünsche dar; das

Staatsoberhaupt begrüsst die Untergebenen mit einer „Neujahrsbotschaft“.

Der religiöse Charakter hingegen, der in Rom unzertrennlich mit dem politischen verbunden war, ist heute fast ganz verblühen. Darf es uns wundern, wenn dieses Beispiel der Behörden auch im verflachten Volk willige Nachahmer gefunden? Deshalb empfindet der moderne Mensch das Neujahrsfest als „rein weltlich Ding“, und doch wäre kaum ein Tag des Jahres geeigneter als dieser, zur religiösen Besinnung, zu einem verantwortungsbewussten Rück- und Ausblick. Aber einen „Ersatz“ für diesen Mangel an Glaubensgeist will man haben! Und dieser „Ersatz“ ist der Aberglaube! Der Aberglaube, der bei den Römern ein Ausfluss der Religiosität war, ist heute eine Folge der Religionslosigkeit.

Auch heute nimmt naiver Volksglaube den Neujahrstag in allem als Vorbedeutung für das ganze Jahr. Zukunftdeutende Orakel verschiedener Art sind nicht ausgestorben. Die Witterung des anhebenden Jahres erforscht man durch die sogen. Zwiebelorakel. Man bestreut Zwiebelstücke, die den Monaten entsprechen sollen, mit Kümmel und Salz und beobachtet, welches Stück am meisten Wasser zieht. Künftige Lebensschicksale sucht man zu ermitteln z. B. aus den Figuren, die in Wasser gegossenes Blei bildet („Bleigiessen“), oder aus der Richtung, in welche die Spitze eines über den Kopf geworfenen

Schuhes weist (Schuhwerfen“) usw. Der Glaube an das Walten böser Geister haftet heute noch an der Silvesternacht. In China wird diese Mitternachtsstunde mit ohrenbetäubendem Lärm begrüsst, um damit die bösen Geister zu verjagen, die sich in dieser Stunde mit Gewalt ins neue Jahr hineinzuschmuggeln trachten. Selbst das Glockenläuten in jener feierlichen Nacht, wo das scheidende und das kommende Jahr sich die Hand reichen, hatte ursprünglich den heidnischen Sinn der Geisterabwehr. Uns jedoch seien diese heiligen Rufer der Mitternacht alljährlich Künder von etwas Höherem. Uns mögen sie, wenn ihr heiliger Mund das Kommen des neuen Jahres meldet, das stille Walten des Herrn der Zeiten ahnen und mit Mörke die Hände zum Gebete falten lassen.

Wie heimlicher Weise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze Du mit!

In Ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, Du rate!
Lenke Du und wende!
Herr, Dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei Alles gelegt!

Appenzell. P. Lothar Schläpfer, O.M.Cap.

Religionsunterricht

Aufbau der Katechismen*

Nun aber wollen wir uns noch mit der eigentlichen Systematik der Katechismen befassen. Die sogenannten Katechismen Alkuins und Thomas von Aquins sind nicht Kate-

chismen in unserm Sinne, sondern Zusammenstellungen mehrerer selbständiger Werke. Als Vorläufer der Katechismen im heutigen Sinne haben wir den „Christenspiegel“ des P. Dederich von Coelde zu nennen, der 1480 in Köln gedruckt wurde. Es ist ein Ge-

* Siehe Nr. 16.